



Impulse Nr. 25 Stuttgart IX/1986

Genialität und Labilität

Dargestellt an Hamann, Kierkegaard und Dostojewski

von Adolf Köberle

INHALT

Am Fuß des Leuchtturms ist es dunkel	2
Johann Georg Hamann	
Einsamer Rufer in der Blütezeit der Aufklärung	3
Sinnlichkeit als Leidenschaft	7
Der Ertrag: Die Geistleiblichkeit der Wege Gottes	10
Sören Kierkegaard	
Allen bin ich alles geworden, um etliche für Christus zu gewinnen	11
Schwermut als Schicksal	16
Der Ertrag: Eine überströmende dichterische Produktivität	17
Fjodor Dostojewski	
Das Hosianna im Fegfeuer des Zweifels	18
Der Dämon der Spielleidenschaft	21
Der Ertrag: Ein grenzenloses Erbarmen mit aller Kreatur	23
Gerecht und Sünder zugleich	24
Simul sanctus simul peccator	24
Literaturhinweise	26

Am Fuß des Leuchtturms ist es dunkel

Japanisches Sprichwort

Der Leuchtturm an der Meeresküste schickt Ströme von Licht auf das offene Meer hinaus. Er zeigt den Schiffen den Weg, er verhütet, daß sie auf eine Sandbank auflaufen und scheitern. Am Fuß des Leuchtturms aber herrschen Dunkelheit und Kälte. Da ist nichts oder nur wenig zu entdecken von der Helligkeit, von der Lichtflut in der Höhe. Und doch muß beides zum Gelingen zusammenkommen, das Oben und das Unten.

Auch menschliches Leben kann dem Leuchtturm gleichen. Die Geistesgeschichte kennt eine Vielzahl großer Gestalten; das Licht, das von ihnen ausging, hat weit über ihre irdische Lebensbahn hinausgewirkt. Ja, oftmals ist die ganze Fülle der Leuchtkraft erst entdeckt worden, längst nachdem sie gestorben waren. Hamann, Kierkegaard und Dostojewski sind dafür eindrucksvolle Beispiele. Es bedurfte der seelischen Erschütterungen zweier Weltkriege, ehe ihre Stimmen im europäischen Geistesleben das gebührende Echo fanden.

Der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer hat die Geschichte genialer Menschen erzählt. Er nennt die Komponisten Robert Schumann und Hugo Wolf, den Maler van Gogh, die Schar der Dichter Hölderlin, Kleist, Grillparzer, Conrad Ferdinand Meyer, Strindberg und Lenau, die Philosophen Rousseau und Nietzsche und den Physiker Robert Mayer. Wie nahe lagen bei ihnen allen Genie und Wahnsinn beieinander!

Große Gestalten der Kirchengeschichte sind der gleichen Gesetzmäßigkeit unterworfen gewesen. Es mag schwerfallen, die untrennbare Einheit von Hoch und Tief auch bei den Zeugen des Reiches Gottes wahrzunehmen und stehen zu lassen. Die Pietisten des 18. Jahrhunderts verehrten Hamann aufgrund seiner „Biblischen Betrachtungen“ als geistesmächtigen Ausleger der Heiligen Schrift. Aber seine von Eros-Gluten erfüllte Sprache blieb ihnen fremd und fern. Erst recht stießen sie sich an der Gewissensehe, die Hamann mit der Dienstmagd seines Vaters geschlossen hatte. Der Schweizer Arnold Künzli sieht in Kierkegaard nichts als einen krankhaften Heuchler. Die edle Sprache seiner Gebete scheint ihn überhaupt nicht angerührt zu haben. Ein Buch über den russischen Dichter trägt den Titel „Dostojewski als Verführer“. Hamann war ein Stotterer. Kierkegaard hatte einen Buckel. Dostojewski war Epileptiker. Eugeniker kommen hier nicht auf ihre Rechnung. Gott aber gefiel es, in diese zerbrechlichen, höchst verletzbaren Gefäße einen unermeßlichen Reichtum auszuschütten.

Im Unterschied zu den pathographischen Schilderungen wünscht sich die gläubige Gemeinde von jeher Lebensbilder von strahlender Vollkommenheit. Da darf es keine dunklen Stellen geben. Die berühmten Namen werden mit allen nur erdenklichen Tugenden

geschmückt. Anstößiges wird gemildert oder ganz verschwiegen. So hat der Protestantismus um Neunzehnhundert ein durch und durch verharmlostes Luther-Bild entworfen. Der Reformator, als Hausvater im Kreise seiner Lieben die Laute schlagend, als Gemälde stilisiert, wurde zu einem Liebling des evangelischen Bürgertums. Erst recht pflegte die katholische Hagiographie ihre Heiligen auf Goldgrund zu malen. Es ist das Verdienst des Schweizer reformierten Theologen Walter Nigg, dieses überlieferte Schema von Grund auf in Frage gestellt zu haben. Er verzichtet bei seinen faszinierenden Darstellungen auf jede schattenlose Glorifizierung. Er verschweigt nicht, daß auch die Heiligen angefochtene Menschen waren. Groß waren sie allein in der völligen Bereitschaft, ihre Armut aus den Quellen der Gnade beschenken zu lassen.

Die Literatur über Hamann, Kierkegaard und Dostojewski ist längst ins Unermessliche und Unübersehbare angeschwollen. Wenn im folgenden gleichwohl abermals der Versuch gemacht wird, ihr Leben zu beschreiben, so geschieht es mit der Absicht, deutlich zu machen: es waren Leuchttürme von gewaltiger Ausstrahlungskraft, an ihrem Fuß aber war es dunkel und blieb es dunkel. Sie hatten alle drei eine sogar kalendermäßig datierbare Kehrtwende erlebt: Hamann nach der gescheiterten Londoner Expedition, Kierkegaard nach dem Tod des heißgeliebten Vaters und der Lösung des Verlöbnisses, Dostojewski nach der Rückkehr aus dem Totenhaus der sibirischen Gefangenschaft. Wohl waren nach diesen Umbrüchen Leidenschaft und Schwermut gezähmt, aber es blieb auch nach der vertrauensvollen Heimkehr zu Gott die seelische Verwundbarkeit. Der Schatten war der Preis, der gezahlt werden mußte. Ohne ihn wäre das überragende Lebenswerk nicht entstanden.

Johann Georg Hamann (1730-1788)

Einsamer Rufer in der Blütezeit der Aufklärung

Hamanns Leben fällt in die Blütezeit der Aufklärung. Ihre Erschütterung durch die Französische Revolution, ihre Zurückdrängung durch die Seelenfülle der Romantik, durch die Erweckungsbewegungen als Frucht der napoleonischen Befreiungskriege, das alles hat der „Magus des Nordens“ nicht mehr erlebt. Das 18. Jahrhundert brachte eine Geisteswende von ungeheurem Ausmaß. Das überkommene Christentum hatte viel von seiner Überzeugungskraft verloren. Man war in Sonderheit der altprotestantischen Orthodoxie müde und überdrüssig geworden. Die gehässigen Streitigkeiten zwischen lutherischen und calvinistischen Theologen, zwischen evangelischen und katholischen Christen interessierten nicht mehr, nachdem sie sich in blutigen Kriegen ausgetobt hatten. Hinfort besitzt die Ratio in sich selbst Leuchtkraft genug, um die Wahrheit über Gott, Welt und Mensch zu erkennen und die Fragen der Lebensgestaltung in autonomer Freiheit zu lösen. Das Christentum wird nicht abgeschafft. Man hält fest an der Gottesverehrung, an Tugend und Unsterblichkeit. Aber die biblische Botschaft darf nur noch illustrieren, was das Denken aus sich selbst ebenso gut weiß. Man nimmt Abschied vom Teufel, dessen Realität als reiner Aberglauben empfunden wird. Die Abgründigkeit und Gefährdung des menschlichen Herzens wird nicht mehr wahrgenommen. Pelagius hat längst über Augustin gesiegt. Der Tod Jesu wird nur noch verstanden als ein Vorbild höchster Pflichterfüllung.

Für Hamann war der Geist der Aufklärung in vier Gestalten konzentriert. Gegen sie richtete er die ganze Leidenschaft seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Es waren der Franzose Voltaire, der Preußenkönig Friedrich der Große, der den Spötter an seinen Hof geholt hatte, der jüdische Religionsphilosoph Moses Mendelssohn und der Buchhändler Philipp Nicolai, der Begründer und Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die das wichtigste Instrument des neuzeitlichen Weltgefühls werden sollte. Da sie alle in Berlin versammelt waren, wurde die Landeshauptstadt für Hamann zum Inbegriff des biblischen Babel, zu einer Stätte der Wüste. In einem Brief an Jacobi schrieb er zwei Jahre vor seinem Tod: „Mein Haß gegen Babel, das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft.“ Die verwegenen Angriffe, die Hamann gegen seinen Landesvater richtete, hätten ihm leicht zum Verhängnis werden können. Doch die Stimme eines kleinen Zollbeamten aus Ostpreußen drang nicht bis zu dem Ohr des Herrschers, der zwei Jahre vor Hamann starb.

Hamann wurde am 27. August 1730 in Königsberg geboren. Der Vater war Bader und Wundarzt (was heute einem Professor der Chirurgie entspricht). Er ließ seine beiden Söhne frühzeitig alte und neue Sprachen erlernen. Hamann beherrschte Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch und Englisch in überlegener Weise. Im Verlauf seines Lebens lernte er weitere Sprachen hinzu. Er wuchs auf in der Luft eines pietistisch geprägten Luthertums. Bibel, Gesangbuch und Katechismus waren ihm von Kindheit an vertraut. Doch fingen sie für ihn erst zu leuchten an, nachdem er durch eine „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“ hindurchgegangen war. Schon mit 16 Jahren wird die Universität bezogen. Er bleibt ungewöhnlich lange Student, hört drei Semester Theologie und sieht sich in vielen Fakultäten um, ohne mit einer bestandenen Prüfung abzuschließen.

Von schicksalhafter Bedeutung sollte die Studienfreundschaft mit Johann Christoph Berens werden. Er kam aus Riga, wo die Familie ein Bankhaus besaß. Berens wußte um die Schwäche seines Freundes, der wenig Neigung zeigte, sich an eine feste berufliche Anstellung zu binden. Dennoch hoffte er, ihn für die Mitarbeit zu gewinnen. Als erstes „Gesellenstück“ wurde Hamann, nachdem er einige Jahre auf Hofmeisterstellen in Livland verbracht hatte, eine Reise nach England anvertraut, um dort für das Haus Berens günstige Handelsbedingungen zu erreichen. Im Jahr 1756, kurz nachdem die Mutter gestorben war, erfolgte der Aufbruch nach London. Der Aufenthalt dort wurde für den 28-jährigen zu einer Katastrophe. Hamann geriet in schlechte Gesellschaft, er verschwendete in kurzer Zeit das Geld, das er mitbekommen hatte, und endete im tiefsten Elend. An Leib und Seele krank, griff er nach der Bibel als dem letzten Rettungsanker. „Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes, ich las darin meinen eigenen Lebenslauf. Israel, das bin ich.“ Als ein innerlich völlig Umgewandelter kehrte er 1758 über Riga, wo man ihm die mißglückte Beauftragung nicht einmal übelnahm, nach Königsberg zurück. Er lebte weiterhin im Haus und vom Geld des Vaters, bis zu dessen Tod im Jahr 1766. Durch die Vermittlung von Kant erhielt er eine Anstellung bei der preußischen Zolldirektion. Zehn Jahre später stieg er dort zu dem Rang eines Packhofverwalters auf. Da das Gehalt bescheiden blieb, kam er zeitlebens über drückende Verhältnisse nicht hinaus. Wohl aber gab ihm der unansehnliche Beruf Zeit genug zu schriftstellerischer Tätigkeit. Hamann wurde zu einem Rufer in der Wüste. Von vielen verkannt, verlacht, ja für einen Narren gehalten, wuchs gleichwohl die Zahl der Freunde und Verehrer, die auf seine Stimme hörten.

Hamann weiß sich nach der entscheidenden Wende von dem herrschenden Zeitgeist durch eine abgrundtiefe Kluft getrennt. Er entlarvt die Fragwürdigkeit des rationalen Denkens und stellt ihm den vollen Reichtum der biblischen Offenbarung entgegen. Ein erstes Argument gegen die Vernunftgläubigkeit lautet: die Verabsolutierung des Intellekts wird der Fülle des Seins in keiner Weise gerecht. Denn das Leben besteht nicht nur aus Begriffen. Zum Leben gehören auch noch ganz andere Realitäten, das Emotionale, das Individuelle, das geschichtliche Geschehen. Erst alles zusammengenommen ergibt das wahre Bild der Wirklichkeit. Hamanns Vorwurf richtet sich in dem Zusammenhang auch gegen Kant, der den Versuch unternommen hatte, die Vernunft von aller Anschauung zu befreien. Hamann hat die „Kritik der reinen Vernunft“ dreimal gelesen, das erste Mal bereits in den Druckfahnen. Bei aller Anerkennung der eminenten geistigen Leistung hält er doch dem Philosophen den schwerwiegenden Einwand entgegen, daß Vernunft niemals ohne Sprache bestehen kann. Die Sprache mit ihrer Fülle an Bildern bei Homer, im Märchen, im Volkslied, in den frühen biblischen Geschichten aber ist nicht nur älter, sie ist vor allem ursprünglicher als das abstrakte Denken.

Seit Descartes war das Zeitalter der Aufklärung überzeugt, daß es möglich sei, die Existenz Gottes als denkbare Notwendigkeit zu erweisen ohne die Stützen von Dogma und Bekenntnis. Hamann nennt die sich aufblähende Vernunft einen „metaphysischen Ölgötzen“. Gott, das reine Sein, der erste Bewegte, Gott als prima causa – in der dünnen Luft solcher Begrifflichkeiten endet der babylonische Turmbau. Zutreffend wird festgestellt: „Mit dem spinozistischen Pantheismus im Kopf läßt sich kein Vaterunser beten.“

Sokrates war eine Lieblingsgestalt des 18. Jahrhunderts. Darum wählt Hamann ihn in seiner Erstlingsschrift „Sokratische Denkwürdigkeiten“ als Bundesgenossen. Inwiefern gehören Sokrates und Jesus zusammen? Sokrates hatte die Bürger von Athen durch geschickte Fragestellungen dazu gebracht, ihr Nichtwissen einzusehen. So hat er als ein Vorläufer, dem Täufer Johannes gleich, die biblische Wahrheit bestätigt, daß „der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geiste Gottes“. Doch mag bei der Wahl auch noch ein anderer Gesichtspunkt mitgesprochen haben. Der griechische Philosoph wurde von seinen Mitbürgern verachtet als ein nichtsnutziger Plauderer und Streuner. Einen ähnlichen Vorwurf mußte sich auch Hamann von Seiten der Mitbürger seiner Stadt gelegentlich gefallen lassen.

Dem Höhenflug des spekulativen Geistes stellt Hamann die biblische Botschaft von der Herablassung Gottes in Jesus Christus entgegen. Die Selbstmitteilung Gottes in dem menschengewordenen Logos kann nur verstanden werden als ein Akt tiefster Demütigung. Gott hat diesen Niedrigkeitsweg auf sich genommen, um ganz der unsere zu werden, um die Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Gottesferne herauszuholen. Die Herunterlassung Gottes setzt sich fort in der Knechtsgestalt der Schrift, die Anteil hat an der Unscheinbarkeit von Krippe und Kreuz.

Auch Natur und Geschichte sieht Hamann von Gottes Gegenwart erfüllt und durchflutet. Freilich, die beiden Bücher sind versiegelt. Sie lassen sich von der Vernunft nicht auflösen. Es bedarf dazu eines Schlüssels. Erst wenn die Augen durch Gottes Wort und Geist geöffnet worden sind, vermag der Mensch die Wunder der Schöpfung wahrzunehmen. Ohne das Oberlicht der Ewigkeit bleiben Natur und Geschichte stumm, ja sie erscheinen voller Rätsel. Hamann kennt also keine natürliche Theologie, wohl aber bekennt er sich zu einer Theologie der Natur. Zeitlebens stand er tief ergriffen vor dem wundersamen Tatbestand, wie Gott sich in allen seinen Werken verhüllt und enthüllt.

Hamann hat den Angriff und Aufbau seiner Verkündigung in einem umfangreichen Schrifttum niedergelegt. Er schrieb mit Vorliebe Flugblätter mit seltsamen, schwer verständlichen Titeln (Aesthetica in nuce = Kunstlehre in einer Nußschale, Schürze und Feigenblatt, Brocken, Wolken, Versuch einer Sibylle über die Ehe). Oberflächliche Leser sollten dadurch von der Lektüre abgehalten, anspruchsvolle Leser gerade angezogen werden. Die Flugschriften sind prall voll von zeitgeschichtlichen Anspielungen, von Dichterworten und Bibelzitate. Ohne einen begleitenden Kommentar sind sie für heutige Leser kaum noch verstehbar. Schon bei dem ersten Erscheinen fehlte es nicht an Klagen über die eigenwillige, dunkle Sprache.

Als das bedeutendste Werk gilt die Schrift: „Golgatha und Scheblimini. Von einem Prediger in der Wüsten“. Auch Kant und Hegel, die an Hamanns Bilderreichtum Anstoß nahmen, lasen das Werk mit Bewunderung. Das Wort Wüste im Untertitel sollte beides zum Ausdruck bringen: Stätte der Verlassenheit, wo man von niemand beachtet wird, aber auch Stätte der Einkehr und der Stille, wohin schon Moses, Jesus und Paulus geführt worden waren, um für ihren großen Auftrag zubereitet zu werden. Mit dem Wort Gulgatha war Christi Erniedrigung bis zum Tode am Kreuz umschrieben. Das hebräische Wort Scheblimini, dem 110. Psalm entnommen, war ein Hinweis auf den erhöhten Herrn, der einen Namen über allen Namen trägt.

Im Frühjahr 1783 hatte Moses Mendelssohn das Buch „Jerusalem“ erscheinen lassen. Er beabsichtigte, mit dem Werk das jüdische Volk aus seinem Ghetto-Zustand herauszuführen und den Prozeß der Emanzipation in Gang zu bringen. Hamanns Antwort erschien im darauffolgenden Jahr. Er machte dem Berliner Philosophen den Vorwurf, er habe das geschichtliche Geheimnis des jüdischen Volkes verraten und preisgegeben zugunsten eines allgemeinen Moralismus, wie er dem damaligen Zeitgeist entsprach.

Hamanns letztes Lebensjahr war in besonderer Weise überglänzt. Die Fürstin Adelheid Amalia von Gallitzin (1748-1806), eine geborene Gräfin von Schmettau, war von Freunden auf Hamann aufmerksam gemacht worden. Sie fühlte sich von seinem Schrifttum angesprochen und hatte den lebhaften Wunsch, den Verfasser kennenzulernen. Sie lud Hamann an ihren Wohnsitz im westfälischen Münster ein, und er folgte ihrer Einladung, nachdem er sich 1787 hatte pensionieren lassen. Das unruhige, verwöhnte

gesellschaftliche Leben hatte das Herz der adeligen Frau leer gelassen. Im katholischen Glauben aufgewachsen, stellte sie am Abend eines jeden Tages strenge Gewissensforschungen an im Streben nach immer höherer sittlicher Vervollkommnung. Von ihrer Umgebung wurde sie deswegen nicht wenig bewundert. Es gelang Hamann, mit behutsamer Hand, der Fürstin die Fragwürdigkeit eines religiösen Perfektionismus aufzuzeigen. Er wies sie darauf hin, daß übersteigerte Selbstbeobachtung auch zu einem sublimen Selbstgenuß werden kann. Demgegenüber sei es weitaus das beste, allein auf die Barmherzigkeit Gottes zu vertrauen und diese Zuversicht im Herzen still wachsen und gedeihen zu lassen. Die Fürstin hatte die innere Größe, sich diesen seelsorgerlichen Dienst gefallen zu lassen. Als es ans Abschiednehmen ging, rief sie Hamann zu: „O, lieber Seliger, welche Quelle des Segens bist Du mir geworden!“ Schon stand der Reisewagen fertig gepackt zur Heimfahrt vor der Haustür. Da griff der Tod ein. Hamann starb am 21. Juni 1788 um 7 Uhr früh. Im Garten der Fürstin fand er sein Grab. Eines seiner letzten Worte lautete: „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, umso heller wird der Morgenstern im Herzen“.

Hamann war ein Genie der Freundschaft. Ein umfangreicher Briefwechsel, sehr viel gefälliger lesbar als die Flugschriften, bestätigt die charismatische Begabung. Zu den treuesten Freunden und Schülern gehörte der um elf Jahre jüngere Johann Gottfried Herder. Herders Sprachphilosophie, seine Hochschätzung der Völkerpoesie sind ohne Hamann nicht denkbar. Herder wiederum vermittelte erste Eindrücke von Hamanns Genialität dem jungen Goethe, als sie 1770 in Straßburg zusammentrafen. Im 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe die damals gewonnenen Einsichten in die Worte zusammengefaßt: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Worte oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen. Alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Zu den Zeitgenossen, die Hamann hoch verehrten, gehörten Matthias Claudius, der Philosoph Jacobi und der Regensburger Bischof Michael Sailer. Schelling und Franz von Baader, Jean Paul und Kierkegaard schlossen sich in der Folgezeit an. Hamann war ein Leuchtturm, dessen Lichtstrom in seine Zeit hinein und weit darüber hinaus erstrahlte. Doch, wie sah es am Fuß des Leuchtturms aus?

Sinnlichkeit als Leidenschaft

In Hamann brannte eine Sinnlichkeit von dionysischer Feuerglut. Sie zeigte sich nach vielen Seiten hin. Während Kant passionierter Frühaufsteher war, zog Hamann es vor, möglichst lange in den Tag hinein zu schlafen. Kants abendliche Spaziergänge um den Wallgraben der Stadt erfolgten mit einer Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, daß die Königsberger Bürger ihre Uhren danach stellen konnten. Während Kant von strengstem Arbeitsethos geprägt war, zog Hamann es vor, sich nach Lust und Laune zu beschäftigen. Kant suchte alles zu vermeiden, was das Gleichmaß seiner Tage hätte stören können. Hamann ließ seiner Phantasie, seiner Einbildungskraft, seiner Erregbarkeit freien Lauf. Es herrschte bei ihm ein schmerzliches Mißverhältnis zwischen der Stärke seiner Wünsche und der Schwäche seines Willens. Entschlossenheit, Tatkraft, Disziplin, Beharrlichkeit blieben ihm versagt. Er hat diesen Mangel selbst zugegeben und beklagt, ohne daran etwas ändern zu können.

Vergebens suchte Kant ihn zu einem geordneten Leben zu bewegen. Hamann wollte auf eine ungebundene Weise Mensch sein.

Hamann war ein gewaltiger Esser. Er wurde nie Herr seiner Essensgelüste, obwohl er wußte, daß sie ihn krank machen würden. Er litt dauernd unter Verstopfung, worüber er in Briefen an seine Freunde in erstaunlich offenherziger Weise berichtet. Jahrelang litt er an einer Furunkulose, die nur schwer weichen wollte. Die krankhafte Eß-Sucht, verbunden mit Bewegungsträgheit, mag mit ein Grund gewesen sein, daß er schon in verhältnismäßig frühen Jahren sterben mußte. Mit Recht hat man gefragt, ob sein formloser Schreibstil ein Abbild der Unordnung seiner Lebensführung war.

Ebenso unersättlich wie seine Eßbegierde war seine Leselust und Lesewut. Hamann verschlang die Bücher. Er griff nach allem, dessen er habhaft werden konnte. Er verbrauchte für die Anschaffung eigener Bücher weit mehr Geld, als er sich in Anbetracht seines bescheidenen Gehalts leisten konnte. Er las die griechischen und lateinischen Dichter und Kirchenväter, er verfolgte die gesamte zeitgenössische Literatur im schöngeistigen, philosophischen und theologischen Bereich. Er war Kant in Kenntnis der Sprachen und der Bücher weit überlegen.

Daß dieses vulkanische Temperament auch im sexuellen und erotischen Bereich äußerst erregbar war, ist nicht zu verwundern. Im Unterschied zu Schopenhauer, der über die weibliche Anatomie nur Unfreundliches zu sagen weiß, war für Hamann der Leib der Frau der Inbegriff aller Schönheit. Was in frommen Kreisen bis auf den heutigen Tag niemand offen zu sagen wagt, Hamann sagt es frei heraus, daß der Mann im Schoß der Frau höchstes Glück zu erleben vermag. Hamanns Sprache ist reich an sexuellen Analogien. Auch geistige Arbeit erscheint ihm als Zeugung und Empfängnis, als Schwangerschaft, Geburtsschmerz und Entbindung. Die Natur wird geliebt als Mutter Erde, die im Frühjahr ihren Schoß öffnet, an deren Brüsten zu ruhen, Kraft und Leben mit sich bringt. Josef Nadler und Rudolf Unger, die das Leben Hamanns in bewundernswerter Akribie durchforscht haben, die als Literaturhistoriker kein Interesse daran hatten, Hamanns Bild religiös zu verklären, weisen gemeinsam darauf hin, wie die Briefe des Magus gesättigt sind mit derben Ausdrücken aus dem Bereich der Geschlechtlichkeit, „die uns fremdartig berühren“.

Hamann hält nichts von einer Schwächung oder gar Ausrottung der Leidenschaften. Längst vor Nietzsche und Freud hat er erkannt, daß die Stärke der Sexualität alle Schichten des menschlichen Lebens durchdringt. Auch „das Warenhaus der Vernunft“ ruht auf diesem geheimnisvollen Untergrund. Rationalisten wie der Preußische König, die unfähig waren, die Ausstrahlung des Weiblichen zu empfinden, werden als „Verschnittene“ bedauert. Der Philosoph Jacobi, mit dem Hamann in jahrzehntelanger Brieffreundschaft verbunden war, hat sein Urteil über Hamann in dem Satz zusammengefaßt: „Dieser Mann ist ein wahrer Pan.“ Hamann hat sich selbst gelegentlich so

bezeichnet. Daß er bei seiner Mission in London kläglich scheiterte, lag nicht nur daran, daß er für den Auftrag eines Handelshauses der denkbar ungeeignete Vertreter war, er war von seiner Sinnlichkeit her den Vergnügungen und Verführungen einer Weltstadt von vornherein nicht gewachsen. Die Niederlage hat freilich auch bewirkt, daß sich Hamann der dämonischen Gewalt der Geschlechtlichkeit bewußt wurde, so daß er schreiben kann: „Das Herz ist ein Leviathan, den Gott allein zähmen kann“.

Als ein schmerzlicher Schatten im Leben Hamanns gilt allgemein die Gewissens-
ehe, die er mit der Hausangestellten seines Vaters geschlossen hat. Und doch sollte man gerade diese Anklage nicht überbewerten. Ostern 1762 kam Anna Regina Schumacher, sechs Jahre jünger als Hamann, in das Haus des Vaters. Die junge Frau von bäuerlicher Herkunft muß eine Schönheit gewesen sein. Hamann in seiner sinnlichen Erregbarkeit war von ihrer Erscheinung alsbald entflammt. Er suchte seiner Begierde zu entfliehen, indem er sich auf Reisen begab, die ihn zuerst nach Frankfurt und dann nach Mitau führten. Er suchte die Nähe von Herder, der damals an der Domschule in Riga unterrichtete. Erst vier Monate nach dem Tod des Vaters kehrte Hamann im Januar 1767 nach Königsberg zurück. Anna Regina war im Haus des Vaters verblieben. Sie versprachen sich gegenseitige Liebe und Treue und lebten wie Mann und Frau zusammen. Zuerst wurde ein Sohn und dann drei Töchter geboren. Hamann war zweifellos glücklich in dieser Form der Lebensgemeinschaft. Weil er in seinem sinnlichen Verlangen bei dem Naturkind vom Land satt wurde, kam der Pan in ihm zur Ruhe. Das Familienleben gestaltete sich harmonisch. Im Gegensatz zu Rousseau, der seine Kinder in ein Findelhaus abschob, war Hamann seinen Kindern ein herzensguter Vater. Er erzog sie sorgsam und war darum bemüht, ihnen möglichst viel von seinem hohen Bildungsstand zu vermitteln. Anna Regina erwies sich in der Haushaltsführung als eine tüchtige Kraft. Die Kinder, die alle einen guten Weg gingen, blieben ihrer Mutter zeitlebens in Dankbarkeit, Liebe und Verehrung zugetan.

Der Beichtvater, den damals jeder lutherische Christ hatte, Kant, der den hohen geistigen Rang von Hamann durchaus zu schätzen wußte und ihm jedes seiner Werke schenkte, Freunde von nah und fern bestürmten den Liebhaber, doch eine bürgerlich und kirchlich gültige Ehe zu schließen. Der also Bedrängte aber weigerte sich beharrlich, darauf einzugehen.

Die Hamann-Forschung hat viel darüber nachgedacht, was den Beschuldigten bewogen haben mag, auf seinem in den Augen der Öffentlichkeit anstößigen Verhalten zu beharren. Man hat darauf hingewiesen, daß der geistige Abstand zu groß war. Dieses Landkind war völlig außerstande, auch nur das geringste von Hamanns geistiger Größe zu verstehen. Beide lebten in zu verschiedenen Welten und achteten sich doch gegenseitig und hielten in Treue zueinander.

Einleuchtender dürfte eine andere Erklärung sein. Hamann hatte sich in der Zeit seines Rigaer Aufenthaltes mit Catharina Berens (geboren 1721), der Schwester seines Studienfreundes, verlobt. Da die Familie der Bindung widerstrebte, kam es zu keiner Verheiratung. Hamann aber fühlte sich durch das Verlöbniß gebunden. Er hatte die Braut aus Gottes Hand empfangen und wußte sich darum nicht mehr frei. Wie dem auch sein mag. Wilhelm Dilthey wird recht behalten mit der Feststellung: Diese Ehe „zur linken Hand“ war „eine der seltsamsten Anomalien in diesem rätselhaften Leben“.

Der Ertrag: Die Geistleiblichkeit der Wege Gottes

Hamann hat in sich Extreme vereinigt, die nur schwer vereinbar scheinen. Er warf sich mit seiner Verkündigung von Gottes demütiger Herablassung mutig einem ganzen Zeitalter entgegen, das der Selbstvergottung des Menschen huldigte. Er nahm es gelassen hin, verkannt zu werden und ein Einzelgänger zu bleiben. Daneben aber werden Schwächen sichtbar, angesichts derer man wohl ausrufen mag: Und das will ein Christ sein? Treffend hat Jacobi den Freund charakterisiert: „Weisheit und Torheit, Gereimtes und Ungereimtes, Geschmack und Ungeschmack“ gehörten zu seinem Wesen.

Und doch, so seltsam es klingen mag, es war gerade Hamanns vielbeklagte Sinnlichkeit, die ihn in Stand setzte, Gottes Wege in Natur und Geschichte tiefer und besser zu verstehen als viele korrekte Theologen vor und nach ihm. Hamann hatte ein lebhaftes Gespür für den sinnenfrohen Gehalt des Alten Testaments. Er fand einen unmittelbaren Zugang zu dem Wasser der Taufe und zu Brot und Wein in den Elementen des Abendmahls. Er schätzte die Kirchenväter der Frühzeit, die dem sinnenfeindlichen Asketismus der Gnosis Widerstand geleistet hatten. Nachdem er vom Jahre 1750 an einen neuen Zugang zu dem Schrifttum von Martin Luther gefunden hatte, fand er überschwengliche Worte der Anerkennung für den Reformator, den er weit über Melancthon stellte. Er rühmte ihn wegen der ursprünglichen Gewalt seiner Sprache. „Was für eine Schande für unsere Zeit, daß der Geist dieses Mannes, der unsere Kirche gegründet hat, so unter der Asche liegt, was für eine Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet!“ Hatte Kant versucht, die Vernunft von aller Anschauung zu reinigen, so stellt Hamann diesem Unterfangen die Überzeugung entgegen: „In Bildern besteht der höchste Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit.“ Hamann sah in der Zerreißung von Natur und Geist für beide Teile eine schwere Gefahr. Den Cartesianern hält er entgegen: „Was Gott zusammengefügt hat, kann keine Philosophie scheiden“.

Wenn wir doch einsehen möchten: ein entsinnlichtes Christentum macht die Sprache der Verkündigung trocken, dürftig und langweilig. Entsinnlichtes Christentum findet keinen Zugang zum Lobpreis Gottes in liturgischer Festlichkeit, in Musik, Malerei und Dichtung. Entsinnlichtes Christentum wird bewirken, daß junge Menschen lieber zu den dionysischen Festen des Eros eilen, statt im Gottesdienst der Gemeinde

eine Heimat zu finden. Theologische Gelehrsamkeit in Ehren! Wird sie isoliert und überbewertet, wird sie ohne Sinnen- und Seelenwärme vorgetragen, wird sie die Kirchen nicht füllen, sondern leeren. Der Pietismus, geprägt von der Ehrfurcht gegenüber dem Wort Gottes, vorbildlich in Opferbereitschaft und missionarischem Eifer, kann zur Segensmacht für ein Volk werden. Wenn aber der Pietismus meint, Heiligung sei vor allem zu erlangen durch Verdrängung und Unterdrückung der Sinne, dann geht er damit in die Irre. Übertriebene Angst vor allem Sinnlichen erzeugt ekklesiogene Neurosen, statt in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts hat sich im 20. Jahrhundert zu einer Wissenschaftsgläubigkeit gesteigert, die die Mutter Erde nicht mehr zu lieben, sondern nur noch auszubeuten vermag. Darum benötigen Orthodoxie, Pietismus und neuzeitliche Schulweisheit gleichermaßen einen kräftigen Zuschuß aus dem Erbe von Johann Georg Hamann. Pan und Prophet in einer Gestalt, trat er ein für das Recht der Sinne und blieb doch in Demut und Anbetung unter dem Kreuz stehen.

Sören Kierkegaard (1813-1855)

Allen bin ich alles geworden, um etliche für Christus zu gewinnen

Kierkegaards Leben fällt in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Drei Faktoren prägten damals das geistige Geschehen in Europa: die Romantik, der ethische Idealismus von Kant und Fichte und die Hegelsche Philosophie. Auch Kierkegaard wurde von diesen geschichtlichen Größen fasziniert. Aber nachdem er sie innerlich überwunden hatte, wurde er zu einem geistesmächtigen Christuszeugen von urchristlichem Ausmaß.

Gleich wie Hamann steht auch Kierkegaard tief ergriffen vor dem Wunder der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Er wird nicht müde, die Liebe Gottes zu preisen, der sich aufgemacht hat, ganz der Unsere zu werden, unser Elend und Leid mit uns zu teilen und die Schuld von uns zu nehmen. Die Botschaft, daß es Gott gefallen hat, die Fülle seines Wesens in *einer* geschichtlichen Gestalt zu offenbaren, ist für Kierkegaard das „Paradox“ schlechthin. Denn damit, daß das Absolute in die Relativität der Zeit eingegangen ist, scheint es ja auf der gleichen Stufe mit anderen geschichtlichen Relativitäten zu stehen. Dem philosophischen Denken und den außerchristlichen Religionen wird eine solche Einschränkung des göttlichen Handelns auf *eine* Erlösergestalt darum immer ärgerlich und anstößig erscheinen.

Kierkegaard hat gegen Hegel, der damals in Dänemark eine zahlreiche Anhängerschaft besaß, einen doppelten Einwand vorzubringen. Der Weltgeist ist demnach auf seinem langen Weg durch die Geschichte der Menschheit an dem Geschick des einzelnen überhaupt nicht interessiert. Der einzelne verschwindet spurlos in dem Gewoge der aufwärtssteigenden Entwicklung. Vor Gott aber ist der einzelne mit seinem Glück und Leid unendlich hoch geachtet. Noch schwerer wiegt ein zweites Bedenken. Die Wanderungen

und Wandlungen des Weltgeistes, in ein geschlossenes System gebracht, lassen sich zuschauerhaft betrachten. Gott aber will von uns zu jeder Zeit die Wahl, die Entscheidung, die persönliche Verantwortung.

Verglichen mit der spekulativen Betrachtung, die zu keinem eigenen Einsatz gelangt, scheint der ethische Mensch ungleich höher zu stehen. Kierkegaard hat ihn in der Gestalt des Gerichtsassessors Wilhelm eindrucksvoll geschildert. Der ethische Mensch ist willig, ernsthafte Entschlüsse zu fassen. Er ist bereit, sich in Ehe und Beruf binden zu lassen zu einem Leben in Beständigkeit und Treue. Er hat den Willen zur Wiederholung, er sagt „Ja“ zu der ihm auferlegten Pflicht. Aber er gefällt sich auch im Bewußtsein seiner moralischen Tüchtigkeit. Es fehlt ihm das Empfinden für die Unzulänglichkeit seines Gutseins. Er ist kein Büßender, kein Bereuender, er leidet nicht unter seiner Schuld vor Gott.

Heftiger noch als das Gespräch mit Hegel und Kant, hat Kierkegaard die Auseinandersetzung mit dem romantischen Ästhetizismus erregt, der ihm von der eigenen dichterischen Begabung her im Blut lag. In der Schilderung Kierkegaards ist der ästhetische Mensch der Liebhaber eines grenzenlosen Genußverlangens. Er wird von nimmersatten Begierden umgetrieben. Er entzieht sich jeder Verantwortlichkeit. Er scheut feste Bindungen. Er fürchtet nichts so sehr wie die Langeweile. Zu ihrer Überwindung ist er stets auf Abwechslung bedacht. Er spielt mit der Liebe. Wie Don Juan ist er ein Meister in der Kunst der Verführung. Hat er sein Ziel erreicht, erlischt alsbald das Interesse an dem begehrten Objekt. Dem Berauschtsein von den Sinnen aber folgt unvermeidlich die Enttäuschung, der Ekel vor sich selbst, die Verzweiflung. Nur wer bereit ist, durch ein völliges Ersterben hindurchzugehen, kann von dieser Zwangsgewalt befreit werden. Es kann sein, daß dem Verzichtenden das mißbrauchte Schöne auf einer höheren Stufe in geläuterter Form zurückgeschenkt wird, gleich wie Abraham seinen Sohn Isaak von Gott zurückerhielt, nachdem er bereit gewesen war, ihn Gott als Opfer darzubringen. Der äußeren Erscheinung nach braucht sich ein Christ in nichts von einem „Briefträger“ zu unterscheiden, wenn nur in der Verborgenheit des Herzens der Bruch mit der Weltlust sich ereignet hat. Dem ästhetischen, ethischen und idealistischen Anhänger stellt Kierkegaard den religiösen Menschen gegenüber. Wir sind von Karl Barth, dem Antipoden Schleiermachers, und von Dietrich Bonhoeffer her angehalten worden, dem religiösen Menschen zu mißtrauen. Um Kierkegaard zu verstehen, muß man sich von dieser negativen Wortinterpretation völlig freimachen. Denn der religiöse Mensch in Kierkegaards Sprachgebrauch ist gerade nicht der Mensch der Selbsterlösung, ist nicht der eigenmächtige Himmelsstürmer, sondern ein Mensch, der tief erschrocken ist im Bewußtsein des unendlichen Abstandes, der Schöpfer und Geschöpf voneinander trennt. Es ist der Mensch, der vor dem Gericht Gottes bangt und sich an Gottes Vergebung klammert.

Kierkegaard hat niemals an der Wirklichkeit Gottes gezweifelt. Er hat das Mysterium der Inkarnation nie angetastet. Er übernimmt in konservativer Tradierung die Zweinaturenlehre der altkirchlichen Konzilien und Anselms Veröhnungslehre. Aber er wird nicht müde, darauf hinzuweisen, daß zwischen Lehre und Leben ein himmelweiter

Unterschied und Abstand besteht. Rechtgläubige Bekenntnisse, wie sie die orthodoxe Predigt aller Zeiten dargereicht hat, genügen nicht. Ja, sie können der verhängnisvollen Täuschung Vorschub leisten, als wäre man schon Christ, wenn man nur dem von der Kirche vertretenen Dogma die Zustimmung nicht versagt. Die Wahrheit ist ein Weg, der gegangen werden muß. Es kommt alles darauf an, daß das Menschenherz sich in einem Akt persönlicher Übergabe an Christus ausliefert und von ihm verwandelt wird.

Zwei Worte treten jetzt beherrschend in den Vordergrund: Christus als Vorbild und die Nachfolge Christi. Nachfolge meint nicht Nachahmung, nicht Kopie der irdischen Laufbahn Jesu. Wohl aber gilt es, von Christus zu lernen – seine Demut, seine Geduld, seine Bedürfnislosigkeit, seine Leidensbereitschaft. Wer bereit ist, diesen Weg mitzugehen, wird dadurch gleichzeitig mit Christus. Der Abstand von 1800 Jahren, die uns von ihm trennen, fällt dann dahin.

Diesen entscheidenden Schritt aber kann nur jeder einzelne für sich allein tun. Der Mensch ist als Glaubender durch andere nicht vertretbar. „Christliche Existenz“, der bei Kierkegaard ständig wiederkehrende Ausdruck, verlangt ein Heraustreten (= ex sistere) aus Zuschauerhaltung und kirchlichem Mitläufertum. Sie erfordert ein leidenschaftliches Beteiligtsein im eigenen Erleben und Erleiden der Wahrheit. Der vielzitierte Satz: „Die Subjektivität ist die Wahrheit“ darf nicht mißverstanden werden als Lobrede auf einen schrankenlosen Individualismus, der zu keiner Gemeinschaft fähig ist. Er ist zu verstehen als eine Warnung vor Publikum, Masse und Menge, wo der einzelne der Herrschaft des „Man“ unterworfen wird.

Kierkegaard hat intensiv darüber nachgedacht, wie die Christusbotschaft an die Menschheit herangebracht und von ihr angeeignet werden kann. Er hat nie einen Zweifel darüber gelassen: seine umfassende schriftstellerische Tätigkeit hatte im Grund nur die eine Absicht, auf das Christliche aufmerksam zu machen und seine Entstellungen zu entlarven. Vor seiner Seele standen die vielen, „die nie in die Kirche gehen, niemals an Gott denken, niemals seinen Namen nennen, ausgenommen wenn sie fluchen, denen es nie klar wurde, daß ihr Leben Gott verpflichtet sein sollte, die behaupten, daß es keinen Gott gibt“. Im Gespräch mit solchen Menschen darf auf keinen Fall mit der Tür ins Haus gefallen werden. Sie würden sich durch eine solche Überrumpelung und durch ein religiöses Überangebot überfordert fühlen und schnellfertig abschalten: das ist nichts für uns! Es gilt, die Liebe und die Demut zu langen Anmarschwegen aufzubringen. Auch vorläufige und vorletzte Schritte können dabei wichtig sein. Wer helfen will, muß sich in die Suchenden, Zweifelnden, Irrenden hineinversetzen. Er muß sie da aufsuchen, wo sie sich befinden, und nicht dort, wo man sie schon haben möchte. Es gilt, sich mit ihrer Gedankenwelt vertraut zu machen und ihren Einwänden standzuhalten. Doch hat Kierkegaard nie versäumt, gleichzeitig darauf hinzuweisen: „Vergiß aber dabei vor allem nicht die verborgene Absicht, daß das Religiöse zur Geltung gebracht werden soll.“ Auch die Bücher des großen Dänen waren gedacht als „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Paulus als Missionar blieb das große Vorbild. Er wurde den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche. Er setzte bei seiner Verkündigung

in der Synagoge völlig anders ein als auf dem Areopag in Athen und verlor dabei doch nie das Ziel aus den Augen, auf Christus als den Erfüller aller Heilssehnsucht hinzuweisen.

Trotz aller Liebesbemühungen blieben dem Seelsorger bei seinem Werben für den christlichen Glauben schmerzliche Enttäuschungen nicht erspart. Er hatte „Entweder – Oder“ (gemeint ist: sinnlich oder sittlich) und die „Stadien auf dem Lebenswege“ mit der „linken Hand“ geschrieben. Er hoffte, dank eines glänzenden Stils die Leser zum Aufhorchen zu bringen. Sie sollten spüren: hier spricht einer zu uns, dem unsere Leidenschaften, unsere Standpunkte durchaus vertraut sind. Hatten sie auf diese Weise zu dem Autor Vertrauen gefaßt, dann durfte er erwarten, daß auch die nachfolgenden bekenntnishaften Schriften „Die Krankheit zum Tode“ und die „Einübung im Christentum“ aufgeschlossene Leser finden würden. Stattdessen geschah das Gegenteil. Das akademische Bürgertum von Kopenhagen griff entzückt und begeistert mit der rechten Hand nach den beiden Werken, die als „Lockspeise“ gedacht waren, und ließ es dabei bewenden.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts war auch in Dänemark eine kulturselige Zeit. Die Beunruhigung durch die soziale Frage war erst im Kommen. Im Bürgertum herrschte weithin Wohlstand und Zufriedenheit. Man war Mitglied der Dänisch-lutherischen Staatskirche und hielt sich aufgrund dieser Zugehörigkeit für einen rechtschaffenen Christen. Kierkegaard aber macht darauf aufmerksam: so gewiß die urchristliche Botschaft der Freudenklang von der Nähe Gottes ist, es gehört zu ihr auch der heroische Aufruf, sich dieser Weltgestalt nicht gleichzustellen und das Verliebtsein in das eigene Leben und Wesen in den Tod zu geben. So wirft er sich in einem heiligen Zorn dem Gewohnheitschristentum, dem verbürgerlichten Christsein, der verweltlichten Kirche entgegen. Er macht bei seinem Angriff auch vor der Reformation nicht halt. Er stellt fest: Luthers Polemik gegen das Mönchtum hätte alsbald ersetzt werden müssen durch eine innerweltliche Askese. Da diese Aufgabe unterblieb, konnte sich der Weltgenuß in der Christenheit, der Sinnenbetrug, daß alle bereits Christen sind, ungehemmt ausbreiten. Hätte der Reformator ahnen können, was aus seinem Werk wird, er würde erschrecken. Er würde den Jakobusbrief mit seiner Mahnung „Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein, dadurch ihr euch selbst betrügt“ nicht mehr eine „stroherne Epistel“ nennen, sondern ihn hoch zu Ehren bringen. Mit Spott und Hohn überschüttet Kierkegaard die kirchlichen Handlungen Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung und das sentimental gefeierte Weihnachtsfest. Gegen die Pfarrer wird der Vorwurf erhoben, daß sie das fromme Zeremonienspiel bereitwillig mitmachen, daß sie durch die Lauheit ihrer Predigt den Eindruck begünstigen, es sei alles in bester Ordnung. Sie selbst geraten dadurch in den Verdacht, ihren Beruf auch nur als Broterwerb zu betreiben.

Kierkegaard fühlte sich berufen, eine schlafende Kirche aufzuwecken, die gleich der Gemeinde von Laodicea von sich sagte: „Ich bin reich und gar satt und bedarf nichts.“ Eine solche Christenheit hatte das Christentum längst abgeschafft. Es mußte ihr ein Spiegel vorgehalten werden, in dem sie erkennen sollte, wieweit sie sich von dem Ursprung der Propheten und Apostel entfernt hatte.

Tief verwundete den ernsten Mahner, daß er bei der Spitze der Kirche keinerlei Verständnis fand. Er hatte dem Bischof Mynster ein Exemplar der „Einübung im Christentum“ gebracht. Obgleich dieses Buch eine Sprengladung von höchster Brisanz enthielt, hatte der Bischof dazu nur geäußert: „Ich habe nichts dagegen, daß jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich glaube nicht, daß es Nutzen stiften wird.“ Als Mynster im Januar 1854 starb und bei der Gedächtnisfeier von seinem Nachfolger, dem Professor Martensen, in einer Gedenkrede gefeiert wurde als „ein Glied der heiligen Kette der Wahrheitszeugen, die sich von dem Tage der Apostel bis zur Gegenwart erstreckt“, da konnte Kierkegaard nicht länger an sich halten. Er ging zum offenen Angriff über, in Gestalt einer Flugschriftreihe, „Der Augenblick“ betitelt, von der in rascher Folge neun Nummern erschienen. Die Heftigkeit der von Mal zu Mal sich steigernden Vorwürfe erregte in Kopenhagen maßlose Erbitterung, Verhöhnung und Verachtung. Der Verfolgte brach unter der Last am 2. Oktober 1855 auf der Straße in Kopenhagen zusammen und starb nach kurzem Krankenhausaufenthalt; er war nur 42 Jahre alt geworden. Auf dem Sterbebett sagte er zu einem Freund, der Pfarrer war und ihn im Hospital besuchte: „Grüße alle Menschen, sie sind mir alle sehr lieb gewesen und sage ihnen, was manchmal wie Stolz und Eitelkeit aussah, war es nicht. Ich bin nicht besser als die anderen. Wenn ich bete, bete ich zuerst um die Vergebung der Sünden, daß mir alles vergeben sein möchte.“

Es ist eigenartig. Von Kierkegaard sind gewaltige Anstöße nach vielen Seiten hin ausgegangen. Karl Barth hat bekannt, er sei bei der Abfassung seines Römerbriefs nächst dem jüngeren Blumhardt vor allem von Kierkegaard inspiriert worden, der um den unendlichen, qualitativen Abstand von Zeit und Ewigkeit wußte. Für Rudolf Bultmann wurde Kierkegaard zum Begründer eines christlichen Existenzialismus. Für Karl Jaspers und Martin Heidegger war Kierkegaards Christusglaube nur eine Randerscheinung, von der sie kaum Kenntnis nahmen. Umso höher rühmten sie seine Existenzanalyse der Angst als Ausdruck menschlicher Grenzsituation. Auch katholische Theologen wie Peter Wust, Theodor Haecker, Erich Przywara und Romano Guardini wurden von der Ausstrahlung dieser großen Gestalt mächtig ergriffen. Und doch, sie alle huldigten letztlich einem Kierkegaard, der nicht weh tat, der dem saturierten Lebensstil der Neuzeit keine Opfer abverlangte. Das, wofür er sein Herzblut vergossen hatte, wurde kaum beachtet oder rasch wieder vergessen. Die Jahrzehnte nach dem 1. Weltkrieg brachten neben der Luther-Renaissance wohl auch eine Kierkegaard-Renaissance. Aber auch sie blieb einseitig in der Auswahl und Bevorzugung der Thematik. Dabei tut der Christenheit im Zeitalter der Wohlstandsgesellschaft nichts so dringend not, als sich beunruhigen zu lassen. Seine Zeitkritik trifft auf die kirchliche und theologische Lage der Gegenwart unverändert zu. Er sollte in theologischen Fakultäten („Professoren, die davon leben, daß ein anderer für sie starb“), in Kirchenbehörden und in Pfarrhäusern als beständige Unruhe weiterwirken.

Kierkegaard gehört zu den großen Erweckern der Christenheit. Und wie sah es am Fuß dieses Leuchtturms aus?

Schwermut als Schicksal

Sören Kierkegaard war zeitlebens von Schwermut geplagt. Er hatte die Belastung vom Vater überkommen. Die endogene Veranlagung wurde verstärkt durch eine denkbar unglückselige Kindheits- und Jugenderziehung. Der Vater Michael Kierkegaard (1756-1838) hatte als Knabe auf der jütländischen Heide die Schafe zu hüten. Von Einsamkeit, Frost und Hunger gequält, hatte das verlassene Kind Gott in feierlicher Weise verflucht. Als Zwölfjähriger kam er nach Kopenhagen in die Wollwarenhandlung seines Onkels. Er erwies sich als tüchtig und gelangte rasch zu Wohlstand und Ansehen. Während man im amerikanischen Pragmatismus bis auf den heutigen Tag nur allzu bereit ist, in wirtschaftlichem Erfolg und gesundheitlichem Wohlergehen *das* Zeichen der göttlichen Erwählung zu sehen, empfand der Vater Michael bis ins hohe Alter hinein seinen Wohlstand und sein Wohlergehen als einen Fluch, der auf ihm und seiner Familie lastete. Seine Frömmigkeit nahm den Charakter einer düsteren Bußhaltung an.

Sören Kierkegaard wurde am 5. Mai 1813 in Kopenhagen als der jüngste unter sieben Geschwistern geboren. Die Mutter war damals 45, der Vater 56 Jahre alt. Der Vater entzog dem Kind, das sein Liebling war, schon frühzeitig allen frauenlichen und mütterlichen Einfluß. Spielzeug und Spielkameraden blieben ihm versagt. Statt dessen wurde der empfänglichen Kinderseele das Bild des leidenden Christus tief eingepägt und wie furchtbar sich die Menschen an ihm vergangen hatten. In den Tagebüchern finden sich erschütternde Klagen über die Unnatur dieser Erziehung. „Mein Unglück ist, daß ich nie jung gewesen bin. Denn, als ich jung war, war ich alt.“ Wohl versuchte der Student sich dem übermächtigen Einfluß des Vaters vorübergehend zu entziehen. Der Gegenschlag auf alle unterdrückten Lebenswünsche mußte ja kommen. Aber nach der wiederhergestellten Versöhnung gewann der schwere Ernst des Vaters erneut die Oberhand.

Kierkegaard hoffte, durch die Liebe zu einem gesunden, anmutigen Mädchen von seiner Schwermutsbelastung frei zu werden. Er hatte nach einer ungewöhnlich langen Studienzzeit 1840 das theologische Examen mit Auszeichnung bestanden und den Grad eines Magister artium erworben. Im gleichen Jahr verlobte er sich mit Regine Olsen, die, zehn Jahre jünger, einer angesehenen Kopenhagener Familie entstammte. Doch schon nach einem Jahr löste er die Verlobung wieder auf und schickte den Ring zurück mit der Begründung: „Vergib einem Menschen, der, wenn er auch einiges vermochte, doch eines nicht vermochte, – ein Mädchen glücklich zu machen.“

Was ihn zu dem Schritt bewogen haben mag, darüber hat er sich nur in Andeutungen geäußert. Er spricht von einem „Pfahl im Fleisch“. War es eine Jugendsünde, die er seiner Frau hätte gestehen müssen, weil unbedingte Ehrlichkeit für ihn die erste Voraussetzung zu einer Eheschließung war, war es eine körperliche Schwäche, oder befürchtete er, die junge Frau in die ererbte Schwermut mit hineinzuziehen („Ich bin eine Ewigkeit zu alt für sie.“)? Eduard Geismar als sein Landsmann wird recht behalten mit der Feststellung: „Die Verlobungsgeschichte birgt so viele ungelöste

Rätsel in sich, daß wir vor unbeantworteten Fragen halt machen müssen.“ Die Schwermut hatte sich stärker erwiesen als sein Liebesverlangen.

Regine wehrte sich wie eine Verzweifelte für ihr Glück, das sie an seiner Seite empfunden hatte. So mußte er versuchen, sie auf gewaltsame Weise von sich zu stoßen. Wenn das Werk „Entweder – Oder“ auch das „Tagebuch des Verführers“ enthält, so war diese Schilderung indirekt an Regine gerichtet. Sie sollte den Eindruck gewinnen, was für ein leichtsinniger, schlechter Mensch dieser Bräutigam gewesen war. Er suchte sich bei ihr anzuschwärzen, damit ihr die Trennung leichter falle, gleich wie „eine Mutter die Brust schwärzt, wenn es gilt, ein Kind abzustillen“. Sören bewahrte die Liebe zu Regine immer in seinem Herzen. Es traf ihn darum schwer, als sie sich eineinhalb Jahre später mit einem anderen verlobte und 1847 die Frau von Friedrich Schlegel wurde.

Der Ertrag: Eine überströmende dichterische Produktivität

Der Bruch mit Regine wurde für Kierkegaard zu einem Verlöbnis mit Gott. Er hatte sein Liebstes auf den Opferaltar gelegt und Gott dargebracht. Das leidvolle Erlebnis der Entlobung wurde in seinem Inneren zu einem Katalysator, der eine überquellende Schaffenskraft auslöste.

Innerhalb weniger Jahre erschienen auf dem Büchermarkt: das zweibändige Werk „Entweder – Oder“ (in einem wahren Schaffensrausch in der Zeit von elf Monaten niedergeschrieben), „Furcht und Zittern“, „Die Wiederholung“, „Der Begriff Angst“, „Stadien auf dem Wege des Lebens“, „Philosophische Brocken“, „Die Krankheit zum Tode“, „Einübung im Christentum“, „Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift“, „Leben und Walten der Liebe“.

Kierkegaard zog es vor, die meisten seiner Werke unter pseudonymen Autoren zu veröffentlichen. Sie heißen Viktor Eremita, Johannes de Silentio, Johannes Climacus, Hilarius Buchbinder, Anti-Climacus, Constantin Constantius, Frata Taciturnus. Wiederholt hat er darum gebeten, man möge ihn mit diesen Gestalten nicht identifizieren. Doch wird man darum nicht herumkommen: es war doch seine Seele, seine unerschöpfliche Phantasie, die eine solche Fülle der Gestalten zu schaffen vermochte.

Mit dem vollen Namen dagegen hat Kierkegaard von Anfang an seine „Erbaulichen Reden“ und „Christlichen Reden“ gezeichnet. Das Wort „erbaulich“ hat freilich bei

ihm nichts mit stimmungsmäßiger Frömmigkeit zu tun. Im Gegenteil, das Erbauliche besteht in dem Gedanken, „daß wir vor Gott allezeit unrecht haben“, daß „Gottes zu bedürfen, des Menschen höchste Vollkommenheit ist“. Neben dem vollen Ernst der Entscheidung für Gott handeln diese Reden vor allem von der Freude, die ein Mensch empfindet, wenn er seinen eigenen Willen aufgibt und der göttlichen Liebe teilhaftig wird. Die „Lobrede auf Abraham“, die Predigt, „was wir von den Lilien auf dem Felde und von den Vögeln unter dem Himmel lernen können“, sind wahre Kleinodien biblischer Schriftauslegung. Die gesammelten Werke umfassen 14 Bände, denen eine ebenso große Zahl von Tagebüchern entspricht.

Lassen wir es am Fuß des Leuchtturms dunkel sein, wenn seine Tiefe so viel Licht nach oben zu spenden vermag!

Fjodor Dostojewski (1821-1881)

Das Hosanna im Fegfeuer des Zweifels

Dostojewski, acht Jahre jünger als Kierkegaard, wurde 1821 in Moskau geboren. Der Vater, von Beruf Amtsarzt in einem Armenhospital, zur Trunksucht neigend, war ein brutaler Mensch, der Frau und Kinder und die leibeigenen Bauern hart behandelte. Nach dem Besuch der Petersburger Militäringenieurschule (von 1837 bis 1843) erlangte der 23-jährige frühen dichterischen Ruhm durch den Erstlingsroman „Arme Leute“. Unter dem Einfluß des radikalen Sozialistenführers Belinski geriet er in einen Kreis junger Leute, die sich zu einem totalen Nihilismus bekannten. Die revolutionäre Intelligenz war nicht nur regierungsfeindlich eingestellt, sie war vor allem religionsfeindlich gesinnt. Der Abschaffung Gottes sollte die Vergötterung des Menschen folgen. Der junge Dostojewski wurde so tief davon erfaßt, daß er gestehen muß: „Ich bin ein Kind des Unglaubens und der Zweifelsucht und weiß, daß ich es bis an mein Ende bleiben werde.“

Der Kreis der Verschwörer wurde entdeckt. Dostojewski und seine Gesinnungsgenossen wurden verhaftet und zum Tode verurteilt. Schon standen sie mit weißen Totenhemden bekleidet auf dem Hinrichtungsplatz. Da wurde in letzter Minute die Exekution auf Befehl des Zaren Nikolaus I. in eine vierjährige Zuchthausstrafe mit anschließendem sechsjährigen Soldatendienst als Gemeiner in Sibirien umgewandelt. In der Strafkolonie von Omsk waren Verbrecher, Diebe und Mörder seine Genossen, die ihn als einen gesellschaftlich Höherstehenden mit ausgesuchter Grausamkeit mißhandelten. Aber Dostojewski entdeckte unter den Mitgefangenen auch den Reichtum der russischen Volksseele, die ihm, dem Stadtkind, bis dahin verschlossen geblieben war. In den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ wird die Hölle geschildert, die durchzustehen war.

Hochherzige Frauen waren dem Zug der an schweren Ketten aneinander geschmiedeten Sträflinge unterwegs begegnet und hatten unter ihnen Ausgaben des Neuen Testaments verteilt. Dostojewski hütete sein Exemplar wie ein Kleinod. In der Katorga lag es des Nachts unter seinem Kopfkissen. Noch auf dem Sterbebett hielt er es mit seinen Händen umklammert. Die Evangelien waren das einzige Buch, das den Gefangenen zu lesen erlaubt war. Jede andere Lektüre wurde streng bestraft. Man stelle sich vor, was ein solches Leseverbot für einen Dichter von allerhöchstem Rang bedeuten mußte! Der vierjährige ausschließliche Umgang mit dem biblischen Text bewirkte, daß Dostojewski von der Gestalt Christi zutiefst ergriffen wurde. Mochte er, bedrängt von den Einwänden des Atheismus, zwischen Glauben und Unglauben hin- und hergerissen werden, das Bild Christi verlor für ihn nie seinen Glanz, seine Schönheit, sein Vertrauen. Er rühmt ihn als „das geistige Licht, das die Seele erleuchtet, im Herzen Klarheit schafft, den Geist lenkt und ihm den Weg des Lebens weist“. Zehn Jahre Gefängnis und Militärdienst in sibirischen Regimentern verwandelten den revolutionären Sozialisten in einen überzeugten Christen. Er verfluchte die schweren Jahre nicht. Er nahm sie an als eine Strafe für die Verirrungen seines Denkens. Noch in den letzten Lebensjahren trug er sich mit dem Gedanken, ein Buch über Jesus Christus zu schreiben. Einer bekenntnisstrengen Theologie würde es wohl kaum genügt haben. Der Verherrlichung Christi hätte es gewiß gedient.

An drei Beispielen sei gezeigt, wie sich der Umgang mit den Evangelien im dichterischen Schaffen ausgewirkt hat. Der Roman „Schuld und Sühne“ erzählt, wie ein Student von anarchistischer Einstellung eine alte Frau, eine Gemüsehändlerin, umbringt. Der Mörder rechtfertigt die Tat vor seiner Freundin mit den Worten: „Ich habe eine nutzlose, schädliche Laus zertreten.“ Das Mädchen Sonja aber entwapfnet den Übeltäter mit dem einzigen Satz: „Ein Mensch ist keine Laus!“ (Der Gedanke läßt sich nicht unterdrücken: wieviel Jammer und Herzeleid wäre der Menschheit erspart geblieben, wenn diese fünf kurzen Worte das Ohr und Gewissen von Hitler und Stalin jemals erreicht hätten!) Sonja hat bei der Polizei den Gewerbeschein geholt, um ihrer von Hunger bedrohten Familie beistehen zu können. Sie kann ihr schweres Leben als eine Prostituierte nur in der Verbundenheit mit Gott ertragen und bleibt dabei innerlich rein. Sie liest dem Schuldiggewordenen den Bericht von der Auferweckung des Lazarus aus dem 11. Kapitel des Johannes-Evangeliums vor und erweckt dadurch auch in ihm die Hoffnung auf eine Wandlung seines Wesens. Das Wort Jesu findet damit seine Bestätigung, daß Huren und Zöllner dem Reiche Gottes näher sein können als viele Gerechte, die sich vor Gott ihrer Werke rühmen und der Buße nicht bedürfen (Matth. 21,31).

In dem Roman „Der Idiot“ erscheint der Fürst Myschkin der äußeren Erscheinung nach als eine unansehnliche Gestalt. Er leidet unter epileptischen Anfällen. Er reist mit armseligem Gepäck. In großer Gesellschaft wirkt er schüchtern, linkisch, unbeholfen und wird darum nicht ernst genommen. Die Bedienenden geraten in seiner Gegenwart in Verlegenheit durch die unkonventionelle Art, wie er mit ihnen umgeht. Und doch, wieviel Licht geht von ihm aus! Die Kinder lieben den Fürsten und suchen seine Nähe. Er ist von spontaner Hilfsbereitschaft, er trägt Beleidigungen nicht nach. Er sagt zu einem, der ihn schlägt: „Oh, wie werden Sie das bereuen!“ Unter seiner sanften Gewalt öffnen sich spöttische und verhärtete Herzen. Er traut jedem Menschen etwas Gutes zu. Er stiftet Versöhnung. Er lehnt sich nicht auf gegen die

Bürde, die er zu tragen hat, auch dann nicht, als er zuletzt in die Dunkelheit seiner Krankheit zurückfällt.

Unter den Brüdern Karamasow ragt die Gestalt des Aljoscha hervor. Im Kloster des Starez Sossima erzogen und von ihm in die Welt zurückgeschickt, wirkt in ihm die Kraft des Guten den wilden Leidenschaften entgegen, die auch er von dem zügellosen Vater her im Blut trägt und die sich in seinen Brüdern austoben. Als der Jüngste muß Aljoscha dem Ansturm seines Bruders Iwan standhalten. Iwan empört sich nicht nur gegen Gottes Weltregierung, der das Leiden der unschuldsvollen Kinder nicht aufzuhalten vermag. Noch heftiger richtet sich sein Angriff gegen eine Kirche, die im Hunger nach Macht die Freiheit der Gewissen ihrer Gewaltherrschaft unterwirft. Gewiß hat Dostojewski bei der Niederschrift der Traumlegende vom Großinquisitor an die römische Papstkirche gedacht. In einem religiösen Panlawismus befangen war er freilich außerstande, wahrzunehmen, daß der gegen die Kirche des Westens gerichtete Vorwurf die vom Caesaropapismus beherrschte Heimatkirche genauso betraf, ganz zu schweigen von der Vergewaltigung der Seelen durch ein totalitäres Staatssystem.

Die Legende vom Großinquisitor wird nur dann recht verstanden, wenn sie als ein Beitrag zu dem Christusglauben des russischen Dichters gelesen wird. Denn nicht ein kirchlicher oder staatlicher Richter ist der Mittelpunkt der Erzählung, sondern die Gestalt Christi, der nicht wieder schalt, da er gescholten war, der nicht drohte, als er litt, sondern alles Gott anheimstellte. Am Ende des Verhörs geht Jesus schweigend hinaus in die Nacht, nachdem er den 90-jährigen Greis auf die kalten Lippen geküßt hat. Aljoscha hält dem Ansturm Iwans stand. Er bezweifelt die Verallgemeinerung seiner Anklage und verspricht dem Bruder den Beistand der Fürbitte.

Der Dichter hat mit den drei Beispielen nicht christusähnliche Gestalten schaffen wollen. Erscheinen sie doch alle in Schuld und Schwäche verstrickt. Sonja muß einem unehrenhaften Beruf nachgehen. Fürst Myschkin wird zwischen zwei Frauen hin- und hergerissen und an beiden schuldig. Der Klosterschüler Aljoscha gerät in Verwirrung, als er der verführerischen Gruschenka zum erstenmal begegnet. Wie weit sind sie alle entfernt von der fleckenlosen Reinheit und Unschuld dessen, der „das Licht der Welt“ heißt! Wohl aber sollte damit aufmerksam gemacht werden: der Mensch ist berufen zu einer Wiedergeburt aus dem Geist Christi. Wer sich davon ergreifen läßt, dessen Leben wird zu einem Hosanna, mag es auch vom Fegfeuer des Zweifels und der Anfechtung umbrandet sein.

Der Dämon der Spielleidenschaft

Auch in diesem Leben stand Hoch auf Tief. Dostojewski erlitt den ersten epileptischen Anfall, als er mit 17 Jahren die Nachricht von der Ermordung seines Vaters erhielt, den die leibeigenen Bauern aus Rachsucht erschlagen hatten. Unter den Qualen und Entbehrungen der zehn sibirischen Jahre häuften sich die Anfälle. Sie wiederholten sich in seinem späteren Leben, wenn er unter dem Übermaß der nicht zu bewältigenden Lebensschwierigkeiten zusammenbrach. Voran gingen jedes Mal Zustände ekstatischer Entrückung und Verzückung, denen umso tiefere Abstürze in bodenlose Verzweiflung folgten.

Wenn Dostojewski in seinen großen Romanen Männer und Frauen von zügelloser Leidenschaft schildert, so hat er in diesen Gestalten zweifellos sich selbst mit porträtiert. Die Psychologie der Versuchung war ihm vertraut, wie der unersättliche Durst nach Leben verführt zur Gier nach dem Geld, nach dem Weib, nach der Macht. Wohl lebt in jeder Seele auch die Sehnsucht nach Erlösung, nach Freiwerden von den umstrickenden Begierden, aber nur zu oft erweist sich die Gewalt des Zerstörerischen stärker als der Wille zum Guten. Das Menschenherz bleibt ein Kampfplatz, auf dem Gott und der Teufel miteinander um die Vorherrschaft ringen. Wenn der russischen Seele nachgesagt wird, daß sie äußerste Gegensätze in sich zu vereinigen vermag, die Gutherzigkeit eines Kindes und Ausbrüche von erschreckender Wildheit, Dostojewski macht davon keine Ausnahme. So hat er sich selber angeklagt: „Mein Leben lang habe ich nie Maß halten können, immer und überall gehe ich bis zum Letzten.“

Abgesehen von den letzten zehn Jahren, die zu spät erfahrener Ruhmeshöhe führten, kam Dostojewski ein Leben lang aus den Schulden nicht heraus. Er hatte 1864 nach dem Tod des heißgeliebten Bruders Michail in hochherziger Weise dessen gesamten Schuldenberg übernommen und dazu die Verpflichtung, auch wirtschaftlich für dessen zahlreiche Familie zu sorgen. Der schlecht erzogene Stiefsohn aus erster Ehe lag ihm zusätzlich mit anspruchsvollen Forderungen auf dem Hals. Dazu kam, daß Dostojewski selbst mit Geld in keiner Weise umgehen konnte. „Das Geld fließt bei mir fort wie Wasser“, heißt es in einem Brief an den Bruder. Freigebig wurde mehr verschenkt, als er selbst besaß. Der chronische Geldmangel mag einer der Gründe gewesen sein, warum der Dichter auf seinen Europa-Reisen mit unwiderstehlicher Gewalt an Orte gezogen wurde, an denen es eine Spielbank gab. Er wurde gejagt von dem Wunschtraum, über Nacht mit einem Schlag reich zu werden und aller materieller Nöte los und ledig zu sein. So versuchte er sein Glück in Baden-Baden, in Homburg vor der Höhe, in Wiesbaden und in Genf. Das Glücksspiel ließ ihn gelegentlich gewinnen, aber noch viel öfter alles verlieren.

Ist der Mensch von der Spielleidenschaft einmal erfaßt, kann er nicht mehr zurück. Der Nervenkitzel am Roulette-Tisch kann genauso süchtig machen wie der Genuß einer Rauschgiftdroge. Zehn Jahre lang blieb Dostojewski dieser dämonischen Verführung ausgeliefert. Er hatte 1867 kurz vor der Flucht ins Ausland, durch die er sich

seinen Schuldnern zu entziehen suchte, ein zweites Mal geheiratet. In Anna Grigorjewna, die 25 Jahre jünger war, hatte er eine Lebensgefährtin gefunden, die sein Schutzengel wurde. Aber auch ihre bewundernswerte Geduld und Güte vermochten ihn von seinem Laster nicht alsbald zu befreien. Es dauerte noch Jahre, bis er sich zu einem Verzichtgelöbnis durchgerungen hatte, das er dann niemals mehr brach.

Hören wir einige Geständnisse von seiner und von ihrer Seite: „Anja, meine ewige Freundin, mein himmlischer Engel, ich habe alles verspielt, die ganzen 30 Taler, die Du mir geschickt hast. Denke daran, daß Du meine einzige Retterin bist! Du magst mir glauben oder nicht, aber ich schwöre Dir, daß ich nicht die Absicht hatte zu spielen, als ich heute das Geld erhielt. Ich weiß, daß Du das volle Recht hast, mich zu verachten und auch zu denken, er wird doch wieder spielen. Glaube mir, glaube mir ein letztes Mal, mach Dir keine Sorge, gräme Dich nicht! Ich weiß, wir sind wieder ohne Geld, freilich, jetzt kommt die Zeit der verdammten Pfandhausbesuche, die Dir so verhaßt sind. Aber sie sind nun auch das letzte Mal, bestimmt das letzte Mal.“

Von der Größe ihrer Aufopferung sprechen viele Tagebuchaufzeichnungen. „Obwohl ich wußte, daß meine verpfändeten Sachen, wenn wir sie nicht rechtzeitig auslösten, verlorengehen würden, und obwohl ich den ganzen Ärger mit Wirtinnen und den kleinen Gläubigern auszukosten hatte, es tut mir in der tiefsten Seele weh, wenn ich sehe, wie Fjodor selber litt. Bleich, matt, sich nur noch mit Mühe auf den Füßen haltend, kam er vom Spiel zurück, bat mich um Geld, ging wieder und kam nach einer halben Stunde noch verstörter zurück, um wieder Geld zu holen – und das so lange, bis alles verspielt war, was wir besaßen. Wenn kein Geld mehr vorhanden war, dann war Fjodor mitunter so verzweifelt, daß er weinte, vor mir auf die Knie fiel, mich anflehte, ihm zu vergeben. Und es kostete mich große Mühe, langes Zureden und Ermahnen, um ihn zu beruhigen, unsere Lage als nicht völlig hoffnungslos darzustellen und einen Ausweg zu ersinnen, seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Ich wußte, all mein Flehen, Zürnen, Warnen würde nichts nützen. Ich habe meinem Mann nie Vorwürfe wegen seiner Spielverluste gemacht, nie mit ihm deswegen gezankt und ihm ohne Murren unser letztes Geld gegeben. Sehr oft war er ein großes, krankes, anspruchsvolles, eigensinniges, dem Leben verständnislos gegenüberstehendes Kind. In solchen Augenblicken habe ich alles schwere Dasein auf mich nehmen müssen. Alle Sorgen lasteten dann auf mir allein. Ich verbarg vor ihm alle Schwierigkeiten und Übel materieller Bedrängnis, nicht einmal krank zu sein, erlaubte ich mir in solchen Zeiten.“

Der Dämon der Spielleidenschaft zwang Dostojewski zu pausenloser schriftstellerischer Produktion. Jedes Werk, oft noch nicht einmal angefangen, war immer schon im voraus auf Vorschuß verpfändet. Der Dichter litt unter der Qual, auf Bestellung schreiben zu müssen. Die Hetzpeitsche der Verschuldung trieb zu überstürzter Eile im Niederschreiben der Manuskripte an. Man kann nur darüber staunen, wie unter so unwürdigen Umständen ein Meisterwerk nach dem anderen entstanden ist.

Der Ertrag: Ein grenzenloses Erbarmen mit aller Kreatur

Die Überwältigung durch das Bild Christi und die Erfahrung eigener Schuld und Schwäche haben Dostojewski befähigt zu einem barmherzigen Umgang mit allen Menschen, die vom Leben zerrieben wurden. Das Thema: „Die Sünde hassen und den Sünder lieben“ zieht sich wie ein Leitmotiv durch alle seine Werke. „Liebet den Menschen auch in seiner Sünde, gleich wie Gott seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte.“ Weil „alles ein Ozean ist, weil alles fließt und sich berührt“, darum sind letztlich „alle für alles schuldig“. „An einem Ende verursachst du eine Bewegung und am anderen Ende der Welt schallt es wider.“ Das Wissen um die verborgene Schuldgemeinschaft aller macht frei von Selbstgerechtigkeit, von moralischer Überheblichkeit und Verurteilung. Die Solidarität der Schuld schafft einen Bund der Brüderlichkeit und der Liebe, daß einer den anderen um Vergebung bittet, daß die Menschen lernen, miteinander in Eintracht zu leben. In der Gedenkrede anlässlich der Puschkina-Feier in Moskau im Juni 1880 entfaltete Dostojewski das Zukunftsbild einer weltweiten Einheit mit einer so hinreißenden Gewalt, daß unbekannte Teilnehmer einander umarmten und gelobten, sich forthin zu lieben, statt zu hassen. Am westlichen Europa aber befremdete ihn bei jeder Reise aufs Neue, wie klein dort das Wir und wie groß das Ich geschrieben wurde. Den Protestantismus, den er wohl nur flüchtig kannte, sah er nach dieser Seite hin besonders gefährdet.

Wer durch eigenes Erleiden wissend geworden ist, empfindet die Allverbundenheit nicht nur mit allen Menschen, sondern auch mit allen Kreaturen. Dostojewski läßt den Starez Sossima zu Aljoscha sagen: „Liebet die ganze Schöpfung, liebet jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes, liebet die Tiere, liebet die Pflanzen, liebet jegliches Ding! Schließlich wirst Du das ganze Weltall lieben.“ Auch die Mutter Erde wird in die kosmische Umarmung mit einbezogen. Der Mensch soll sich nicht scheuen und schämen, zur Erde niederzufallen, den Boden zu umfassen und zu küssen. Hätte es jemals zu so furchtbaren Zerstörungen der Natur kommen können, wie wir sie heute vor Augen sehen, wenn die geschwisterlich verbundene Naturfrömmigkeit uns erhalten geblieben wäre?

Auf dem Grabstein von Dostojewski steht das Wort aus dem 11. Kapitel des Johannes-Evangeliums: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt's allein; wenn es aber stirbt, so bringt es viel Frucht.“ Dostojewski wurde wie ein Weizenkorn von Schuld und Schicksal zerrieben. Frei von titanischer Empörung nahm er den unteren Weg, den er geführt wurde, an. Er bleibt in dieser Haltung für unsere Zeit ein Leuchtturm, auch wenn es an seinem Fuß dunkel war.

Gerecht und Sünder zugleich

Es gehört zu der geheimnisvollen Pädagogik der Wege Gottes, daß er am liebsten Menschen in seinen Dienst stellt, die durch eine schwere Verwundung im Gewissen hindurchgegangen sind. Die Bibel Alten und Neuen Testaments ist reich an solchen Beispielen: Jakob, der den erblindeten Vater betrügt, Moses, der im Zorn einen Ägypter erschlägt, König David, der den Mann der Bathseba umbringen läßt, um sie selbst in Besitz zu nehmen. Petrus, der seinen Herrn aus Angst vor einer Magd dreimal verleugnet, Saulus, der an der Steinigung des Stephanus mitwirkt – wir fahren fort: Hamann, der das ihm anvertraute Geld in London verludert; Kierkegaard, der als Student in den eleganten Cafés von Kopenhagen hohe Schulden macht und sie von seinem Vater bezahlen läßt; Dostojewski, der mit einer 21-jährigen Studentin nach Paris und Italien reist, während seine schwindsüchtige Frau aus erster Ehe daheim in Rußland im Sterben liegt, – solche anfechtbaren Gestalten bevorzugt Gott bei der Auswahl seiner Dienstleute. Wir fragen: wie ist das zu verstehen?

Ein Philosoph aus der Schule Hegels würde darauf antworten: der Weg des Weltgeistes durch die Geschichte ist eben immer ein Umweg. Der Weltgeist kann nur durch Entfremdung zum vollen Bewußtsein seiner selbst gelangen. Darum sind auch negative Verhaltensweisen notwendig; sie tragen dazu bei, die Vollendung des Seins heraufzuführen.

Das biblische Wort zu dem Warum der seltsamen Auswahl lautet völlig anders. Was arg ist, bleibt arg vor Gott, bleibt Schuld, die auf dem Täter lastet. Es gibt dafür keine verklärenden Sinndeutungen. Wohl aber erweist sich daran das grenzenlose Erbarmen Gottes, „der die Gottlosen rechtfertigt“ (Röm. 4,5). Wer selbst von dem roten Feuer der Sünde versengt, wer selbst aus einem Abgrund gerettet worden ist, der wird frei von allem pharisäischen Richtgeist, er verzichtet auf Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit, er wird liebevoll und geduldig gegenüber allen, die das Leben verwundet hat. Fast möchte man, wenn der Ausdruck nicht mißverstanden werden könnte, von einer glückhaften Schuld, von einer *felix culpa* sprechen, die so Großes zu bewirken vermag, daß der luziferische Hochmut zerbricht und ein Mensch demütig und dankbar wird vor seinem Gott.

Simul sanctus simul peccator

Es gibt zahlreiche Schilderungen christlicher Lebensläufe, die es vorziehen, das Dunkle und das Helle im Nacheinander zu beschreiben. Vor der Umkehr und Heimkehr zu Gott kann es gar nicht trübe genug ausgesehen haben. Denn je höher die angesammelte Schuldenlast, um so herrlicher erweist sich das Übermaß der vergebenden und rettenden Gnade. Aber *nach* der Damaskus-Stunde soll nur noch Klares und Vorbildliches zu sehen sein, da dürfen sich am Fuß des Leuchtturms keine Schatten mehr

zeigen. Die Wirklichkeit widerspricht solchen Vollkommenheitsdarstellungen. Hamann, der prophetische Rufer in der Blütezeit der Aufklärung, fand nie ganz die Kraft, sein Leben zu ordnen. Es blieb bei Kierkegaard die Schwermut, so daß er das geliebte Mädchen von sich stieß, um zeitlebens darunter zu leiden. Dostojewski war noch jahrelang der unseligen Spielleidenschaft unterworfen, auch nachdem eine treffliche Frau seine Gefährtin geworden war.

Stärke und Versagen lagen nicht nur nebeneinander und suchten sich zu vertragen. Die große Lebensleistung erwuchs *aus* der Wurzel der Niederlagen. Hamanns ungebändigte Sinnlichkeit machte ihn hellsehend für den leibgeistigen Reichtum der göttlichen Offenbarung. Die Last der Schwermut beflügelte Kierkegaard zu einer überwältigenden dichterischen Schaffenskraft. Leibliche und seelische Erkrankungen befähigten Dostojewski zu einem grenzenlosen Erbarmen mit aller seufzenden Kreatur. Man denke sich den Pfahl im Fleisch weg. Unvorstellbar, was dann übrig geblieben wäre! Der Schatz lag in irdenen Gefäßen. Ihr Leben war verborgen mit Christo in Gott.

Es ist gewiß wünschenswert, daß die Bürgergemeinde und die Christengemeinde aus einer Vielzahl von braven, ordentlichen, fleißigen, tüchtigen Leuten bestehen. Ein Volk, eine Zeit lebt davon, daß es sie gibt. Gleichwohl sollten wir Verständnis dafür aufbringen, daß es Menschen gibt und geben muß, die in dieser Kategorie nicht unterzubringen sind. Mit Recht hat Pascal festgestellt: „Bei großen Menschen ist alles groß, ihre Fehler und ihre Verdienste.“ Das Maß der Gefährdung wächst mit dem Maß der Begabung. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten. Ja, aus großen Sündern sind schon große Heilige geworden. Aber auch große Heilige bleiben der göttlichen Vergebung allezeit bedürftig.

Wir können diese Zusammenhänge nicht nur an den Spitzen der Menschheit wahrnehmen. Sie gelten für jedes Leben von nicht ganz durchschnittlicher Begabung. Das Außenbild mag hoch erfreulich sein, ja bewundert und gerühmt werden. In der Sprache von Carl Gustav Jung geredet, die Persona-Fähigkeit, die Anpassung an die Rolle, die es im Leben zu spielen gilt, mag noch so gut gelingen, – die eigene Frau, die eigenen Kinder, die nächsten Berufsgenossen, die darunter zu leiden haben, wissen es besser. Solche Entdeckungen können schmerzlich sein. Sie sollten uns gleichwohl an denen nicht irre machen, für deren Leben und Leistung wir zu danken haben. Es wird alles tragbar, wenn wir uns an das Wort von dem Tübinger Karl Heim erinnern lassen: „Auch auf seine besten Werkzeuge läßt Gott noch einen Schatten fallen, damit nur Seine Herrlichkeit leuchtet.“

Literaturhinweise

Ernst Kretschmer: Geniale Menschen, Berlin 1948

Walter Nigg: Große Heilige, Zürich 1949. Prophetische Denker, Zürich 1968. Heilige im Alltag, Olten 1976. Heilige ohne Heiligenschein, Olten 1978

Rudolf Hermann: Luthers These „Gerecht und Sünder zugleich“, Gütersloh 1930

Heinz Zwicker: Seelisches Leiden und schöpferische Leistung, Bern 1954

Fritz Blanke: Hamann-Studien, Zürich 1956

Erwin Metzke: J. G. Hamanns Stellung in der Philosophie des 18. Jahrhunderts, Halle 1934

Gerhard Nebel: Hamann, S. 41-75 (Geschlecht), Stuttgart 1973

Helmuth Schreiner: Die Menschwerdung Gottes in der Theologie J. G. Hamanns

Golgatha und Scheblimini. Von einem Prediger in der Wüste. Erklärt von Lothar Schreiner, Gütersloh 1956

Walter Leibrecht: Gott und Mensch bei J. G. Hamann, Gütersloh 1958

Martin Sells: Theologische Aspekte zur gegenwärtigen Hamann-Deutung, Göttingen 1957

Rudolf Unger: Hamann und die Aufklärung, Jena 1911

Josef Nadler: Johann Georg Hamann, Der Zeuge des Corpus mysticum, Salzburg 1949

Wilhelm Koepp: Der Magier unter Masken. Versuch eines neuen Hamannbildes, Göttingen 1965

Oswald Bayer, Christian Knudsen: Johann Georg Hamanns Letztes Blatt, Tübingen 1983

Oswald Bayer: Art. „Hamann, Johann Georg (1730-1788)“, in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 14, Berlin/New York 1985, S. 395-403

Torsten Bohlin: Sören Kierkegaards Leben und Werden, Gütersloh 1925

Eduard Geismar: Sören Kierkegaard. Seine Lebensentwicklung und seine Wirksamkeit als Schriftsteller, Göttingen 1927

Walter Ruttenbeck: Sören Kierkegaard, Der christliche Denker und sein Werk, Berlin 1929

Martin Thust: Sören Kierkegaard, Der Dichter des Religiösen, München 1931

Arnold Künzli: Die Angst als abendländische Krankheit. Dargestellt am Leben und Werk Sören Kierkegaards, Zürich 1948

Arnold Gilg: Sören Kierkegaard, München 1926

August Vetter: Frömmigkeit als Leidenschaft, eine Deutung Kierkegaards, Freiburg 1963

Emanuel Hirsch: Kierkegaard-Studien, Gütersloh 1933

Hayo Gerdes: Sören Kierkegaard, Leben und Werk, Berlin 1966

Wilhelm Anz: Kierkegaard und der deutsche Idealismus, München 1956

Theodor Haecker: Der Buckel Kierkegaards, Zürich 1947

Helmuth Fritzsche: Kierkegaards Kritik an der Christenheit, Stuttgart 1966

Hermann Diem: Sören Kierkegaard – Spion im Dienste Gottes, Frankfurt 1957

Friedrich Carl Fischer: Existenz und Innerlichkeit, eine Einführung in die Gedankenwelt Kierkegaards, München 1969

Karl Nötzel: Das Leben Dostojewskis, Leipzig 1925

Theodor Steinbüchel: Dostojewski. Ein Bild vom Menschen und vom Christen, Düsseldorf 1947

Fedor Stepun: Dostojewski. Weltanschauung und Weltanschauung, Heidelberg 1950

Ludolf Müller: Dostojewski. Sein Leben, sein Werk, sein Vermächtnis, München 1982

Konrad Onasch: Dostojewski als Verführer, Zürich 1961

Eduard Thurneysen: Dostojewski, München 1922

Romano Guardini: Der Mensch und der Glaube. Versuche über die religiöse Existenz in Dostojewskis großen Romanen, Leipzig 1932

Theodor Kampman: Dostojewski in Deutschland, München 1931

Nikolai Berdjajew: Die Weltanschauung Dostojewskis, München 1925

Martin Doerne: Gott und Mensch in Dostojewskis Werk, Göttingen 1957

Lev Zander: Vom Geheimnis des Guten, eine Dostojewski-Interpretation, Stuttgart 1956

Anna Grigorjewna: Erinnerungen. Das Leben Dostojewskis in den Aufzeichnungen seiner Frau, München 1980. (Sie überlebte den Dichter um 38 Jahre, starb 1918 auf der Krim, 72jährig.)

Professor Adolf Köberle, geb. 1898, lebt seit 1965 als Emeritus in München. 1930 bis 1965 lehrte er im Fach Systematische Theologie an den Universitäten Basel und Tübingen. Als Schüler und Nachfolger von Professor Karl Heim war er darum bemüht, das reiche Erbe seines Lehrers auf die Gebiete der Psychotherapie, der Parapsychologie und der Medizin auszuweiten.

Von neueren Veröffentlichungen sind zu nennen: Vergebung und neues Leben. Vorzeichen christlicher Existenz, Stuttgart 1979. Universalismus der christlichen Botschaft, Moers 1983. Das geheimnisvolle Reich der Seele. Erfahrungen der Psyche in den Grenzbereichen des Lebens, Freiburg/Br. 1984.